

Nr. 119. Bromberg, den 16. Juni 1927.

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß.

5. Fortsetzung. —— (Nachdruck verboten.

Ein namenloses Grauen hielt sie gepackt. Jetzt — wenn sie die Augen höbe — Barmherziger Gott, ich will nicht — wollte sie schreien und saß noch immer stumm mit zu Boden gesenktem Blick, ein Bild der furchtbarsten Angst und Ohnmacht gegen diese. Da fühlte sie eine warme Hand auf ihren kalten Fingern. Sie hob mühsam den Kopf, und ihre fast erloschenen Augen nahmen den Ausdruck so wilder Furcht an, daß die Oberaufseherin, die sie hatte ermutigen wollen, davor erschrak und begütigend sagte:

„Fassen Sie sich, sie weiß nicht, wer Sie sind."

Christine hatte geglaubt, die Hand der Mutter zu spüren. Langsam zwang sie nun die Augen nach einer alten, ergrauten Frau im Sträflingskleid, die stumpf und ohne Erregung ihrem Blick begegnete. Zwei kleine, stechende Äuglein waren alles, was Christine zunächst sah. Die Oberaufseherin war zum Fenster getreten, die Beiden sich selbst überlassend.

Endlich hatte Christine ihre lähmende Angst soweit überwunden, daß sie ein paar Schritte auf die Alte zuging und mit Aufbietung all ihrer Energie ihr die Hand reichte. Da ging ein Grinsen über deren Gesicht, und sie streckte linkisch auch ihre Hand hin, dabei bewundernd das Kleid, den Hut und die Handtasche Christinens musternd.

„Ich wollte — Sie besuchen, weil — weil ich dachte, mein Besuch würde Ihnen Freude machen. Wissen Sie wohl, wer — ich bin?" stotterte sie mühsam heraus.

„Nä", war die von einem ständigen Grinsen begleitete einzige Erwiderung. Dann schielte sie schnell nach der zum Fenster hinausblickenden Oberaufseherin, ballte hinter ihr die Fäuste, verzog das Gesicht zu einer abscheulichen Grimasse, und ihre Lippen formten Worte ohne Laut, die Christine nicht verstand.

Als die Dame am Fenster durch das Schweigen sich aufmerksam umdrehte, zog sofort wieder dieses widerliche Grinsen über der Alten Gesicht.

„Ich bin — Ihre — deine Tochter!" Wie ein Feuerstrom lief es durch Christinens Körper nach diesen Worten vor wilder Erregung. Doch zunächst blieb ihre Offenbarung bei der Alten gänzlich eindruckslos.

„Hähähä — is nicht möglich!" war alles, was sie sagte. Dann trat sie näher an die eben gefundene Tochter heran, betastete den Ärmel ihres Kleides, besah sie von oben bis unten mit ernsterem Blick und sagte bewundernd: „Schönes Kleid, schöner Hut." Doch plötzlich ging eine seltsame Veränderung mit ihr vor. Das Grinsen schwand von ihrem Gesicht, die kleinen Äuglein weiteten sich, und es klang wie ferne Sehnsucht durch ihre geflüsterten Worte: „Meine Tochter — mein Kind!" Ganz weich sagte sie das Letzte. Es schien, als seien ihre längst vergessenen Muttergefühle jäh erwacht, und als suche sie jetzt nach einem Ausdruck für diese. Doch ebenso schnell schwand auch wieder die Weichheit aus ihrem Gesicht, ihr Mund verzerrte sich, und ein Strom von Unflat ergoß sich über ihre Lippen.

„Gestohlen haben sie mir damals mein Kind, die Biester; verrecken sollen se alle Tage, die Schweine da draußen."

„Ruhe!" gebot eine energische Stimme vom Fenster her. Die eben noch so kriegerische Haltung der Alten wandelte sich sofort in Unterwürfigkeit, und mit scheinheiliger Miene entschuldigte sie sich: „Das Wiedersehen mit meiner Tochter hat mich so erregt. Solch ein schönes, feines Fräulein, meine Tochter, nicht wahr, Frau Oberaufseherin?"

Doch diese drehte ihr bereits wieder den Rücken, und die Alte schnitt eine Grimasse nach ihr hin.

Christine empfand dieses Zusammensein von Sekunde zu Sekunde qualvoller. Sie fühlte die völlige Verlogenheit dieser Frau, und so sehr sie sich danach gesehnt hatte, einmal „Mutter" sagen zu dürfen — sie brachte dies Wort nicht heraus.

„Hast auch schon einen Bräutigam?" sagte jetzt die Alte lauernd. „Wirst wohl bald lustige Hochzeit machen, hä?" Sie kicherte und zwinkerte vielsagend mit den Augen.

Da erklärte die Oberaufseherin die Unterredung für beendet.

Christine atmete auf — sie hatte die ganze Zeit auf ein Wort nur, ein mütterlich liebevolles Wort gewartet und es nicht gehört. Enttäuscht bis ins Innerste reichte sie mit kühlem Herzen die Hand zum Abschied. Die Alte sah sie einen Augenblick an, und es war Christine, als läge ein unendliches Weh in diesen kleinen, müden Augen. Und sie sagte rasch, noch ehe der Schlüssel sich wieder umdrehte: „Ich komme wieder."

Noch am Abend traf sie müde und zerschlagen an Leib und Seele in Hamburg ein; sie hatte nun ihre Mutter gefunden und wußte doch, daß sie ihr für ewig verloren war.

19. Kapitel.

Schon zum zweiten Male hatte an diesem Morgen Werner Krüß beim Frühstück das auftragende Mädchen nach der Post gefragt und jedesmal den Bescheid erhalten, der Briefträger könne noch nicht da sein, er komme immer erst später.

Der scheinbar in seine Morgenzeitung vertiefte Vater hörte die Unruhe, die angstvolle Ungeduld aus den Fragen des Sohnes und hatte auch schon etliche Male den Mund geöffnet, um mit Werner zu sprechen, damit ihm selbst diese Last vom Herzen herunter käme. Aber immer wieder zögerte er, fand nicht die rechten Worte und schwieg bedrückt hinter seiner Zeitung.

Die klare Wintersonne beleuchtete den nach Hamburger Art fast schlemmerhaft bedeckten Frühstückstisch und den ganzen behaglich erwärmten Raum, in dem nur die beiden stumm einander gegenübersaßen. Frau Krüß pflegte um diese Zeit noch der Ruhe.

Das helle Licht der Morgensonne schien Werner wehe zu tun, denn er bedeckte plötzlich die Augen und konnte nicht den leisen Seufzer unterdrücken, der seiner qualvollen Brust entfloh.

Da legte der Vater mit einer entschlossenen Bewegung die Zeitung aus der Hand und sagte unvermittelt:

„Was ist dir, Werner? Du hast irgendwelche Sorgen, wie mir scheint?"

Der Sohn machte nur eine abwehrende Bewegung mit der Hand, und sein Blick wanderte wieder ungeduldig nach der Türe.

„Du machst dir Sorgen um deine — um Fräulein Berthold?" fuhr der Vater unbeirrt fort. „Sie hat dir gewiß ihre Abreise aus Hamburg mitgeteilt?" forschte er vorsichtig weiter, als keine Antwort von Werner erfolgt war.

„Ja."

Da beugte sich Krüß liebevoll zu dem Sohne: „Es war doch das Beste so, Werner, sie hat es ja auch ganz vernünftig eingesehen."

„Was meinst du damit? Was hat sie eingesehen?“ fuhr Werner in die Höhe, das Gesicht angstvoll auf den Vater gerichtet.

„Nun — ich denke, sie hat dir doch gewiß alles geschrieben?“

„Was — was hat sie alles geschrieben, was willst du damit sagen? Was weißt du mehr von ihr als ich?“ Gepreßt von einer unerklärlichen Angst klang die Stimme Werners.

„Nun, daß sie Hamburg verlassen will . . .“

„Das weiß ich — aber was weiter — was ist da sonst noch? Sie ist doch nur verreist, in Familienangelegenheiten, wie sie mir schrieb. — Wie lange hat sie denn Urlaub genommen?“

Überstürzt redete Werner und fragte mit steigender Angst vor etwas Unfaßbarem, das ihm fast die Kehle zudrückte.

Da merkte der Vater, daß Werner noch nicht die volle Wahrheit wußte, und er fand nicht mehr den Mut, um diese zu sagen. Er würde ja wohl doch bald erfahren, daß sein Glück ein so jähes Ende gefunden hatte, und daß das geliebte Mädchen nicht nur verreist, sondern daß sie geflohen war, um ihn vor Schande zu bewahren. Daher sagte er nur: „Sie wußte nicht, wie lange sie wegbleiben müsse, und so habe ich ihr unbeschränkten Urlaub gegeben.“

„Aber was meintest du damit, sie habe es ja auch ganz vernünftig eingesehen?“

Krütz wich den unruhigen Augen des Sohnes aus. „Nun, ich hatte den Eindruck, als beabsichtige sie, zugleich mit dieser Reise das Verhältnis zu dir zu lösen.“

„Hahaha!“ lachte Werner gezwungen auf, denn die Angst, diese mehr und mehr zunehmende Angst ließ ihn nicht mehr los. „Und was berechtigt dich zu dieser Annahme?“

„Eine kleine Unterredung mit Fräulein Berthold, mein Junge, bei der ich ihr die Unmöglichkeit einer Verbindung zwischen dir und ihr zu erklären bemüht war.“

Voller Empörung ruft da Werner: „Das hast du getan? O pfui über soviel Härte, soviel Dünkel!“

„Mäßige dich, Werner, um so mehr, als du mir früher oder später doch Recht geben wirst, daß du nie und nimmer eine solche Ehe eingehen konntest. Und was du heute als Härte und Dünkel bei mir empfindest, wirst du bei ruhiger Überlegung als Pflichtgefühl und Standesbewußtsein erkennen müssen. Wir sind nicht nur für uns allein auf der Welt, sondern haben, wenn wir nicht vereinsamt leben wollen, oft recht saure Pflichten gegen die Gesellschaft und unsere Mitmenschen. Und eine solche Pflicht ist es jetzt von dir, auf diese Ehe mit Fräulein Berthold zu verzichten.“

„Niemals! — Eher pfeife ich auf die ganze Gesellschaft und alle meine Mitmenschen.“

„Du bist sehr offen. — Aber, wenn nun — nehmen wir mal an — Fräulein Berthold auf dich verzichten würde?“ —

„So würde ich sehr rasch herausgeholt haben, auf welche Weise man sie dazu gepreßt hat,“ klang es fast drohend zu dem Vater.

„Und wenn sie es doch, auch ohne diese — Erpressung, aus ganz freien Stücken täte?“

Fast mitleidig blickte jetzt Werner auf den Vater: „Dein Verständnis für Liebesangelegenheiten scheint mit der Zeit vollkommen in Kontobüchern oder Geschäftsabschlüssen aufgegangen zu sein. Du weißt jedenfalls nicht, wie sie mich liebt, und wie sie an mich glaubt. Darum laß' dir auch als letztes sagen, daß nichts in der Welt mich bewegen könnte, von ihr zu lassen, gleichviel, ob es Glück oder Untergang für mich wird.“

„Narr, der du bist!“ rief da der alte Krütz wütend aus. „Du weißt von deiner wohlbehüteten Position aus ja so wenig, was Untergang bedeutet, wie ein Indianer vom Telephon, sonst würdest du nicht so leichtfertig Ehre und gesellschaftliche Stellung mißachten, die du dir ohne den verhärteten, dünkelhaften Vater wohl etwas schwerer hättest erringen müssen, als es so der Fall war.“

Damit verließ Krütz, die Türe heftig ins Schloß werfend, das Zimmer. Im selben Augenblick trat zur anderen Türe das Mädchen mit einem Brief für Werner herein, den er sogleich als von Christine kommend erkannte. Zitternd vor Ungeduld riß er den Umschlag auf; doch als er das Schreiben zu Ende gelesen, sank sein Haupt tief auf die Brust, der sich ein qualvolles Stöhnen entrang. So also hatte es der Vater gemeint und schon um alles gewußt, als er noch eben mit ihm sprach. Und wieder las er mit brennenden Augen das Unfaßbare, Furchtbare, was in Christinens Handschrift klar und deutlich dastand, was sie selbst wohl in unerhörter Qual ihm hatte schreiben müssen:

Mein Werner!

Wenn ich dir jetzt Schmerz bereiten muß, anstatt, wie ich erhofft und gewollt, alles Glück zu schenken, das ein Mensch dem andern zu geben vermag, so weißt du, wenn du meine Zeilen zu Ende gelesen, daß ich nur so und nicht anders handeln kann und darf. Wir müssen Abschied voneinander nehmen, mein Werner, denn niemals kann der Sohn von Friedrich Krütz die Tochter einer Zuchthäuslerin, einer Mörderin — zur Frau nehmen. Ich erfuhr es in diesen Tagen, daß ich noch eine Mutter habe, die wegen Mordes an ihrem Gatten kurz vor meiner Geburt zum Tode verurteilt und dann zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt worden ist. Ich habe sie gestern in der Strafanstalt besucht und mich also überzeugt, daß alles kein wüster Traum, sondern furchtbare unerbittliche Wirklichkeit ist. Erst meinte ich, daß alles nicht überleben zu können. Doch ein Etwas in mir sträubte sich gegen solche Feigheit, und so will ich versuchen, aus meinem Leben soviel noch zu machen, als sich mir irgendwo in der Welt Möglichkeiten dazu bieten werden. Forsche nicht nach mir, mein Geliebter, denn du mußt mich zur Genüge kennen, um zu wissen, daß ich nichts halbes tue, und ich muß mit dem heutigen Tage ausgelöscht sein aus deinem Leben, will ich nicht Schmach und Schande hineintragen. Versuche auch du glücklich zu werden, wie es meine Gebete allabendlich für dich erflehen sollen, denn ich werde dich lieben über Länder und Meere hinweg bis an mein Lebensende. Christine.

Mehrere Minuten hindurch saß Werner völlig unbeweglich und starrte mit fast erloschenen Augen ins Leere. Es war das alles zu überraschend für ihn gekommen, er faßte noch nicht, daß und warum ihm Christine für alle Zeiten verloren sein sollte. Für sein Empfinden, seine Liebe war das doch alles kein Grund, ihn zu verlassen, ihn und sie selbst so sterbensunglücklich zu machen. Und plötzlich sprang er leidenschaftlich auf. „Ich aber werde dich finden über alle Länder und Meere hinweg, meine tapfere Liebste“, hatte er es gesagt oder nur gedacht — er wußte es selbst nicht und stürmte zur Türe hinaus in wilder Entschlossenheit, nicht eher zu ruhen, bis er sie wiedergefunden.

(Fortsetzung folgt.)

Entscheidung.

Skizze von Walter Bloem.

„Gnädige Frau — melde mich ganz gehorsamst zur Stelle!“

Helene hob den Blick nicht. Das Löffelchen in der vollen, blassen Hand klirrte leise gegen das goldgeränderte Porzellan.

„Sie müssen mir noch einen Augenblick hier auf der Terrasse beim Tee Gesellschaft leisten“, sagte sie beherrscht. „Ich hatte mich verschlafen — oder richtiger verträumt.“

Karl Neumann saß der ernsten Frau gegenüber in seiner ganzen etwas steifleinenen Korrektheit. Immer noch, soviel Jahre nach Heimkehr und Umsturz, verrieten Erscheinung und Haltung mehr den schlachterprobten Bataillonskommandeur als den vielbeschäftigten, geistvollen Rechtsanwalt.

Helene mied den Blick des Mannes, die heiß prüfende Frage. Ihr graues Auge flog über blühende Kastanien und Fliederbüsche zur Schloßruine hinüber. Jenseits der Talsenke, um ein weniges tiefer gelegen als die Hotelterrasse, stiegen aus grünsilbernem Gewoge die roten Trümmer.

„Melancholie“, flüsterte sie fast unbewußt.

„Die tragen Sie selber in diesen Überschwang hinein.“ Des Mannes Lippen zuckten. „Wüßt' ich, aus welchem Schicksal sie stammt. Sie verschließen sich.“

„Verschließen?“ Frau Helene faßte Doktor Neumanns durstigen, forschenden Blick mit einem Lächeln ganz leisen Spotts. „Ich habe mich nur — nicht geöffnet. Wir kennen uns noch nicht eine Woche. Und wenn ich morgen hier allein frühstücke, treten Sie wohl gerade wieder in Ihre Kanzlei.“

„So ist es“, knirschte Doktor Neumann durch die Zähne. „Aber vorher muß sich's entschieden haben.“

Die Frau lächelte rätselhaft, unnahbar.

„Entschieden haben? Was?“

„Unser Schicksal. Oder wenigstens — meines.“

„Schicksal!“ Noch immer dies starre Lächeln. „Wir beide, Sie und ich, sehen nicht aus, als ob wir auf das Schicksal warteten. Wir haben's hinter uns.“

„Mein vergangenes kennen Sie“, kam's heiser von des Mannes Lippen, „Das Einzige darin, was unalltäglich ist, war der Krieg. Sonst — nach dreijähriger jugendlich zärtlicher Ehe Witwer mit zwei winzigen Waisen, seitdem unausgefüllt, suchend, wartend — bis vor fünf Tagen, als die Pfingstferien mich auf diese Terrasse führten. In Ihren Bann. Es ist ausgesprochen, gnädige Frau. Sie müssen fühlen, daß es nun an Ihnen ist, mich fortzuschicken oder sich aufzutun.“

„Und wenn ich Sie — fortschickte?“

Des Mannes Augen waren abgeirrt während seines keuchenden Geständnisses. Nun kamen sie aus Fernen zurück, bohrend, fordernd.

„Ich erwarte Ihre Entscheidung. Das eine — oder das andere."

„Und wenn nun — weder das eine noch das andre käme?"

„Das — würde für mich schon — das andre bedeuten. Mit mir spielt man nicht."

„Das weiß ich", atmete Frau Helene. „Und ich will sprechen. Obgleich ich weiß, daß es — dann — zu Ende ist. Sie sind Bürger, Ordnungsmensch. Ihrer Geistigkeit zum Trotz. Darum mach' ich's kurz. Ich bin geschieden — schuldig geschieden."

Sie wußte, wie tief sie ihn traf. Nun wird er aufstehen, sich mit stummer Verneigung verabschieden. Sie wird es tragen müssen.

Der Rechtsanwalt saß in Lähmung. Unter vielen anderen Möglichkeiten hatte der Weltkundige auch die erwogen — im Sturm dieser schlaflosen Nächte, dieser durchfieberten Tage, deren Verhängniswucht ihm den aufrechten Nacken bog.

„Das — ist nur ein Rahmen", kam es mühsam aus umschmiedeter Brust. „Ich habe Anspruch auf — das Bild."

„Ich erkenne ihn an", sagte die Frau. „Ja, es ist etwas geworden zwischen Ihnen und mir — das gibt Ihnen Rechte. Also: ich wollte frei werden — für einen Andern, der sich auch — erst hätte frei machen müssen. Ich warf mich in seine Arme. Ich wurde frei. Und nun zeigte es sich, daß er gar nicht frei werden wollte. Das — ist meine Geschichte."

Sie stand auf. Streckte dem regungslosen Manne die Hand hin. „Leben Sie wohl, Doktor."

„Sie scherzen!" keuchte der Rechtsanwalt. Er saß, starrte zu ihr empor. „Sie geben mir Umrisse . . . Ich brauche mehr. Ich brauche — alles. Aber, Sie haben recht — hier geht das nicht. Kommen Sie — wir wollen —"

Er hatte sich erhoben, trat an ihre Seite, die gästewimmelnde Terrasse blieb hinter ihnen. Wie selbstverständlich duldete sie seine Begleitung, folgte wortloser Führung. Nach wenigen Minuten waren sie auf sacht ansteigendem Waldpfad allein.

„Was wollen Sie noch wissen?" sagte Helene. „Fragen Sie. Ich stelle mich — dem Verhör. Es ist ja nicht das erste Mal, daß ich — Geständnisse ablegen muß."

„Ich liebe Sie", sagte der Rechtsanwalt. „Meine grauen Haare sagen Ihnen, daß ich mir bewußt bin, was ich da spreche. Ich weiß auch jetzt noch nichts von Ihnen. Von — Ihnen — noch nichts. Ich fühle Sie. Das genügt mir. Wollen Sie meine Frau werden?"

Helene hemmte den Schritt. Um ihre Lippen, ihre Augen zuckte, flirrte es. Ihre Lippen erzwangen ein mattes Lächeln.

„Ein Tempo haben Sie!" Kühl und fern klang's. „Gefällt mir. Ich bin Reiterin — war's einmal. Mir war keine Hürde zu hoch. Aber ich darf mich nicht hinreißen lassen. Ich — fühle Sie auch. Ich glaube zu wissen, wer Sie sind, wen Sie suchen — brauchen — verdienen. Eine Unverwundete. Eine Ungebrochene."

Karl Neumann sog das Bild der Weggenossin in seine darbende Seele. „Wunden, Brüche, Frau Helene, lassen sich heilen. Wissen Sie, was das bedeutet, wenn ich — ich sage: Ich fühle Sie? Ich bin kein Gefühlsmensch. Als ich am Pfingstsamstag daheim in den Zug stieg — wer mir da vorausgesagt hätte, was mir in den nächsten fünf Tagen geschehen würde . . .!"

„Ich glaub's Ihnen!" Helenes Augen durchwanderten dies erregungzuckende Männergesicht, wie einer von steiler Felszinne eine Berglandschaft voller Schroffen und Klüfte durchforscht. „Sie haben das Steuer Ihres Lebens fest in Händen. Das muß schon ein Orkan sein, der es Ihnen für ein paar Stunden entreißt. Darauf könnt' ich mir etwas zugute tun — ich tu's sogar ein bißchen. Umso stärker ist meine Verantwortung. Es gibt Wunden, die unheilbar sind. Brüche, nach denen man sich nicht wieder aufrichtet. Doktor, es leben zwei Männer — zwei! — denen ich — — Wenn Sie einem von ihnen jemals begegneten . . .!"

In des Mannes Augen stieg etwas Drohendes, Urwildes auf. Das, was Helene geahnt hatte. Der jahrtausende alte Herrenwahn, dem auch die Frau ein Ding ist, das man erraffen, zu Eigentum erwerben kann. Sie sah, wie er in ihm wühlte, der alte barbarische Wahn — und sah auch, wie der Tapfere ihn niederrang, erwürgte, zertrat.

„Doktor", sagte sie mühsam, „es ist noch etwas anderes in der Welt. Etwas — Endgültiges . . . wie sagt ihr Juristen? etwas Rechtskräftiges. In irgend einem Gerichtsarchiv, in irgend zwei Rechtsanwaltskanzleien liegen Aktenstücke, die allzusammen sich mit mir beschäftigen, mich — schuldig sprechen. Ich bin eine — Verurteilte. Und Sie sind ein Anwalt des Rechts."

„Helene", flammte der Mann, „ich verdiente nicht, mich so nennen zu dürfen, wenn ich nicht wüßte, daß über den Buchstaben der Geist steht. Daß es eine Wahrheit des Herzens gibt, die der Paragraphen spottet. Sie werden mir — später einmal! — alles erzählen. Was ich wissen muß, weiß ich. An Ihnen ist gefrevelt worden — zweimal — von zwei — ja, darf man solche Burschen noch Männer nennen?! Ich weiß nicht, wer der größere Verbrecher ist — der Mann, der Sie so wenig achtete, daß er keine vornehmere Form der Trennung fand, als sich Ihren — Treubruch gerichtlich bescheinigen zu lassen, oder der andere, der ihm dazu Gelegenheit gab. Tun Sie mir nicht die Schmach an, mich mit solchen — Zerrbildern meines Geschlechtes in der gleichen Ebene zu sehen."

Die Frau hatte ihre Augen von dem zuckenden Gesichte des Begleiters frei gemacht. Mit sachten Schritten strebte sie vorwärts, immer tiefer hinein in die dämmergrüne Maiwaldwelt. Die Starre dreier Jahre, die ein einziger, endloser Eiswinter gewesen waren — wollte sie sich lösen? Das Urteil, das sie schuldig sprach — hatte dieser Mann die Kraft, es auszutilgen aus ihrem Leben?!

„Helene", sagte der Anwalt, „vertrauen Sie mir, wie ich Ihnen vertraue. Fragen Sie nicht, was mich dazu berechtigt — mich, der ich noch immer — im Vernunftsinne — so wenig von Ihnen weiß. Was kann ein Mensch vom andern wissen? Und hätten wir dreißig Jahre ein Haus, ein Schicksal geteilt — wir wüßten nicht mehr von einander, als was wir für einander fühlen. Was ich für Sie empfinde, das hab' ich Ihnen gestanden. Nun ist's an Ihnen, mir zu sagen, was Sie — für mich fühlen können."

„Ich fühle — dich", sprach die Frau. „Da hast du mich."

Reisevorbereitungen.

Von E. Isolani.

Geld, Geld, Geld! — Die Kunst des Kofferpackens. — Was die Hausfrau alles zu tun hat. — Auch der Herr des Hauses kommt nicht zu kurz.

Reisevorbereitungen! Die meisten Menschen denken, das ist eine sehr einfache Sache. Man tut Geld in den Beutel, packt seinen Koffer und fährt auf die Bahn.

Nein, so einfach ist die Sache nicht. Schon bei dem Geld in den Beutel tun hapert's ein wenig. Denn schon Shakespeare läßt den Rat dreimal erteilen, und auch bei den Reisevorbereitungen ist's gut, die Manipulation des Geld-in-den-Beutel-tuns dreimal auszuführen. Erstens tue man so viel Geld in den Beutel, wie man nach menschlichem Ermessen für die Reise braucht, was natürlich ganz nach den Bedürfnissen der Reisenden und dem Reiseziel schwankt; dann tue man noch einmal Geld in den Beutel, weil es immer mehr kostet, als man glaubt, und man auf Reisen nicht gern knausert, knickert und geizt, und schließlich tue man Geld in den Beutel „für alle Fälle!" Diese Fälle können sehr verschiedener Art sein; man erkrankt, dann kostet's Geld. Man trifft unterwegs einen guten Freund, der zur Änderung der Reiseroute rät. Man verliert das Retour- oder Rundreisebillett, die Gattin, die teure, ist entzückt von einer Toilette, die sie unterwegs sieht, und deren Nichterwerbung ihr und dem Gemahl die ganze Reise zerstören würde. Manchmal ist's auch eine Bronze oder sonst ein Kunstgegenstand, der so in die Augen sticht, daß man von ihm nicht loszukommen vermag. Also: tue Geld in den Beutel!

Dann die Koffer packen! Das ist ein ungeheuer schweres Geschäft; es gibt wenig Menschen, die das einpacken, was sie brauchen; die einen nehmen zu viel mit auf die Fahrt, die anderen zu wenig. Um das Wichtigste nicht zu vergessen, gibt es eine gute Regel, die mir einmal ein pedantischer Gelehrter gab. Man nehme sich acht Tage vor Beginn der Reise einen Zettel zur Hand und schreibe sich vom frühen Morgen an, von dem Augenblicke, da man aus dem Bette aufsteht, alle Dinge auf, die man nötig braucht oder nötig zu brauchen meint. Geht man dann ans Kofferpacken, so sehe man sich diesen Zettel genauer an, streiche davon so viel, wie möglich und packe das übrige ein.

Ebenso wie das Vergessen eines wichtigen Gebrauchsgegenstandes einem die ganze Reisebehaglichkeit und das Reisevergnügen stören kann, so ist's auch bei dem Zuvielmitnehmen der Fall. Es gibt Leute, die einen Stolz darein setzen, als praktische Touristen ihre ganzen Reiseutensilien, für Wochen womöglich, in einem einzigen kleinen Rucksack mit sich zu führen. Aber das ist Geschmackssache, und nach meinem Geschmack ist's offen gestanden nicht, nur soviel mitzunehmen, wie mir einmal ein Tourist als ungemein praktisch anpries, als man auf dem Körper habe, und wenn dies der Erneuerung bedarf, in der nächsten Stadt es durch neue Ankäufe zu ersetzen.

Freilich, ebenso lästig ist das Zuvielmitnehmen. Wenn man an einem Orte bleibt, mag's ja noch gehen; aber wenn man herumreist, so wird die Sache nicht nur kostspielig, sondern auch oft recht störend. Etwas muß man eben von seiner häuslichen Behaglichkeit auf Reisen darangeben können.

Aber es gibt noch mannigfache Reisevorbereitungen für die Hausfrau und den Herrn des Hauses. Die Hausfrau hat das Haus so in den Stand zu setzen, daß die Wohnung und das Mobilar nicht leiden während der langen Wochen, da man verreist ist. Daß die Stoff- und Polstermöbel gegen Motten gesichert werden, ist dabei nur das wenigste. Nein, die gute Hausfrau achtet auch darauf, ehe sie die Wohnung für so viele Wochen verläßt, daß alle Fenster verschlossen sind und daß die Schlösser zu denselben auch gut schließen, so daß nicht ein Windsturm sie aufreißt. Die Speisekammer muß geprüft werden, ob deren Inhalt nicht während der Zeit verderben kann; denn oft kann das Verderben von Speiseresten sehr unangenehm sein und durch den Geruch, den dieselben verbreiten, die ganze Speisekammer unbrauchbar machen. Dieselbe Vorsicht ist beim Eisschrank anzuwenden. Endlich darf die Hausfrau nicht vergessen, die vorhandene schmutzige Wäsche zur Waschanstalt zu senden, denn man kehrt mit einer Fülle schmutziger Wäsche wieder heim, und die Hausfrau hat es dann leichter, wenn gleich nach der Rückkehr die gereinigte Wäsche eintrifft.

Der Hausherr aber hat das Postamt rechtzeitig von der bevorstehenden Reise zu benachrichtigen, damit die Briefe nachgesandt werden. Fährt man am Sonnabend ab und steckt die Meldung an die Post erst abends in den Kasten, so werden selbstverständlich Sonntag früh noch die Briefsendungen in den Briefkasten der Wohnung geworfen, wo sie dann wochenlang bis zur Heimkehr liegen bleiben.

Mit der Bestellung der Nachsendung der Zeitung ist natürlich ähnlich zu verfahren.

Endlich gehört zu den Reisevorbereitungen, daß man dem Wirt oder Hausmann die Adresse hinterläßt und demselben, wenn man ihn für vertrauenswürdig erkannt, auch den Schlüssel der Wohnung übergibt, den man andernfalls einem guten Freunde oder nahen Verwandten hinterläßt, dessen Adresse und Telephonnummer ebenfalls Wirt oder Hausmann erhält. Auch das geschieht für alle Fälle, zu denen Brandschaden am Hause oder sonstige Überraschungen gehören.

Hat man alle diese Reisevorbereitungen vorgenommen und ist frohen Mutes und von glücklichem Temperament, so daß man auch leicht kleine Unannehmlichkeiten bald überwindet, so kann man getrost auf Reisen gehen und braucht sich keinen Vorwurf zu machen, daß man es habe an den Vorbereitungen zur Reisebehaglichkeit mangeln lassen.

Chinesischer Humor.

Der jungverheiratete Mei Fu und seine Frau San Tschang machten Reisepläne für die Flitterwochen.

„Ich denke, meine Lotosblume und Perle des Weltalls", sagte der junge Ehemann, „daß es am besten wäre, drei Wochen auf Java zu verbringen. Wir würden uns dort gut unterhalten. Der Kostenpunkt spielt keine Rolle. Mein ehrwürdiger Vater bezahlt alles."

„Nein, Geliebter", widersprach San Tschang, „Du weißt, ich vertrage Seereisen nicht, ich würde sehr krank werden."

„Die Liebe, Du leuchtender Morgenstern, ist das beste Mittel gegen Seekrankheit", versicherte Mei Fu zärtlich.

„Sicherlich", erwiderte San Tschang, „aber Du vergißt, daß wir auch zurückkommen müssen . . ."

*

„Beim Buddha aus Jaspis, der im Tempel von Schan Chi steht, ich habe einem schlauen Mandarin in Kanton zweitausend mexikanische Handelsdollar geliehen, und er hat mir keinen Schuldschein gegeben. Was soll ich tun?"

„Schreibe ihm einen Brief und verlange, er solle Dir viertausend Dollar bezahlen. Dann wird er Dir sofort erzürnt antworten, daß er Dir nur zweitausend schuldig sei. Dieser Brief wird Dir als Schuldschein dienen."

*

Tsching Fat Ho wollte sich einen Hund kaufen.

Er ging also zum Tierhändler und fragte, auf einen der Hunde weisend:

„Was kostet dieser Hund?"

„Fünfzig Yen."

„Und dieser kleinere da, Du Sklave des Hundemarktes?"

„Hundert Yen."

„Und dieser da, der noch kleiner ist, Du König aller Räuber?"

„Hundertfünfzig Yen."

„Und dieser winzige Köter?"

„Zweihundert Yen."

„Jetzt frage ich Dich, Du Kaiser aller schurkischen Hundehändler, was kostet es, wenn ich überhaupt keinen Hund kaufe?!!"

*

Kuo Hei, der nicht weit vom Yantsekiang lebte, hatte den Ruf, daß sein Geist so schnell sei wie ein Hase.

Eines Tages kehrte er von einer recht fern gelegenen Stelle des Flusses zurück, wo er dem Fischfang obgelegen hatte, und zeigte seiner Frau eine Anzahl schöner Fische.

„Was sagst Du zu diesen prächtigen Fischen?", fragte er stolz.

„Versuche es nicht, mich zu nasführen", erwiderte seine Frau belustigt, „Frau Jung Kju hat Dich erst vor zwei Stunden auf dem Fischmarkt in der Nähe des Tempels des Man Chei gesehen."

„Schon richtig — ich weiß es", antwortete Kuo Hei mit unerschütterlicher Ruhe. „Ich habe nämlich soviel Fische gefangen, daß ich unbedingt einige davon verkaufen mußte."



Bunte Chronik



* **In 300 Jahren . . .** Professor Penck von der Berliner Universität, der sich augenblicklich auf einer Studienreise in Amerika befindet, führte in Neuyork bei Gelegenheit einer Tagung von Geologen aus, daß nach seiner Berechnung im Jahre 2227 die Bevölkerung der Erde 8 Billionen betragen würde und damit die Höchstgrenze der Bevölkerungsdichte bei weitem überschritten sein wird. Was dann eintreten würde, sei nur vermutungsweise zu ahnen.

*

* **Ein leeres Königsgrab.** Nach einem Bericht Dr. Reisners, des Leiters der archäologischen Expedition der Harvard-Universität, die gegenwärtig bei den Pyramiden von Gizeh Ausgrabungen veranstaltet, wurde kürzlich die Nische in der Westwand des Grabes der Königin Hetephenes, der Mutter des Königs Cheops, geöffnet. Hinter dem Mauerwerk fand man eine roh in den Fels gehauene Höhle, die 2,75 Meter lang, 78 Zentimeter hoch und etwa 2 Meter tief ist. In der Südwestecke dieser Höhle steht ein großer, mit einem Deckel versehener Sarkophag, in dessen Innerem vier rechteckige Abteilungen herausgearbeitet sind. In jeder derselben fanden sich Reste menschlicher Gewebeteile. In zwei Abteilungen sind die Reste mit einer hellen, gelblichen Flüssigkeit etwa 5 Zentimeter hoch bedeckt. — Das Ergebnis der jetzt beendeten Untersuchung des Grabes ist, daß die Mumie der Königin niemals hier beigesetzt war. Dr. Reisner nimmt an, daß Diebe in das Grab zu Darschur, wo Hetephenes zuerst bestattet wurde, eingedrungen sind und bei der Durchsuchung der Leiche nach Schmucksachen, die sie unter den Bandagen vermuteten, die Mumie zerstört haben. Wahrscheinlich ist der wahre Sachverhalt vor König Cheops geheim gehalten, und es wurde die Wiederbeisetzung nur zum Scheine vorgenommen, ohne daß Cheops ahnte, daß der Sarkophag seiner Mutter leer war.

Lustige Rundschau



* **Man kann nie wissen . . .** Ein Kaufmann mußte auf einer Fahrt über den Atlantischen Ozean eine Schlafkabine mit einem andern Manne teilen. Nach kurzer Zeit wurde er ängstlich wegen einiger Wertsachen, die er bei sich hatte, und brachte sie schließlich dem Zahlmeister, indem er sagte: „Ich muß Ihnen sagen, daß ich mit meinem Reisegefährten ganz zufrieden bin. Das heißt, ich sehe in ihm in jeder Beziehung einen Ehrenmann, und ich möchte nicht, daß Sie — nun, daß Sie glaubten, ich komme — äh — äh — seinetwegen mit diesen Wertsachen zu Ihnen." Der Kassierer unterbrach ihn mit lautem Lachen und sagte: „Schon recht, Ihr Freund ist auch mit seinen Pretiosen zu mir gekommen und hat genau das Gleiche von Ihnen gesagt!"

*

* **Bureau.** „Trinken Sie eine Tasse Kaffee mit mir?" ladet mittags zwei Uhr Rübsam einen ein. — „Jetzt nicht", bemerkt jener, „ich muß ins Bureau und wenn ich Kaffee getrunken habe, kann ich immer so schlecht schlafen."

Verantwortlicher Schriftleiter: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.